



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

St. George d'Elmina : aus Holland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

oder durch Lehren und Worte verkünden. Diesen Zeugen Gottes, — Volk war ein solcher — lohnt selten die Erkenntniß der Mitlebenden, reicher der Dank der Nachwelt, und sind sie hinübergegangen in's Jenseits, dann leuchtet noch in ferner Zeit über ihrem Haupte in strahlendem Glanz der Stern der ewigen Wahrheit.

St. George d'Elmina.

Aus Holland.

Mitte Juni.

Der zweiten Kammer der Generalstaaten ist von Seiten der Regierung ein mit England geschlossener Vertrag zur Bestätigung vorgelegt worden, nach welchem die niederländischen Besitzungen an der Küste von Guinea an Großbritannien abgetreten werden. Von einem Verkauf ist dabei nicht die Rede, da für Uebernahme der Regierungsgebäude u. s. w. die Summe von höchstens vierundzwanzigtausend Pfund Sterling festgesetzt ist. Obgleich diese Transaction von keiner politischen Bedeutung ist, so knüpfen sich doch an die Motive dieser Handlung Betrachtungen, die nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der Verhältnisse der andern niederländischen Colonien bleiben dürften.

Die Besitzung St. George d'Elmina hatte in der Zeit der Blüthe des Sklavenhandels für diesen großen Werth, der aber nach der Unterdrückung desselben gänzlich geschwunden ist, denn auch als „Goldküste“ hat sie keine Bedeutung mehr. Der Handel mit dem Mutterlande ist so gering, daß z. B. im Jahre 1869 der Werth der Ausfuhr dahin unter der Summe der Verwaltungskosten blieb. So kann man begreifen, daß sie für Holland einen Lastposten bildete. Vor mehreren Jahren schon hat man versucht, die Besitzung zu heben, indem man anfang, Producte für den europäischen Markt zu cultiviren und die alten Goldminen zu exploitiren. Aber diese Versuche sind fehlgeschlagen; es wird gesagt, daß Unkenntniß und Nachlässigkeit Schuld daran gewesen seien. Aber wären sie auch nicht gescheitert, dann wäre doch noch sehr die Frage, ob aus den eingeborenen Negern ohne Zwang, ohne verdeckte Sklaverei, je brauchbare Arbeiter zu machen wären. Aus Allem, was wir bisher darüber wissen, ist erwiesen, daß der Afrikaner, auf der Stufe seiner gegenwärtigen Bildung, freiwillig nicht zu regelmäßiger, schwerer Arbeit zu bewegen ist, und ohne diese sind Pflanzungen und Bergwerke unmöglich. Dabei ist noch in Betracht zu ziehen, daß dergleichen Unternehmungen nur in einer gewissen Entfernung von der Küste stattfinden können, also nicht unter dem unmittel-

haren Schutze des niederländischen Gouvernements, welches seine Etablissements an der Küste hat. Um diese aber zu verlegen, oder im Innern Stationen zu errichten, dazu wären größere Mittel nöthig, und daß man diese nicht gern zu Gunsten theilweise mißlungener und sehr zweifelhafter Versuche bewilligte, ist erklärlich. Jedes Jahr kamen bei Berathung des Budgets die Unterhaltungskosten der Colonie zur Sprache; sie waren schon auf ein Minimum reducirt, für den Staat im Ganzen genommen eben nicht sehr erheblich, aber unangenehm, weil gewissermaßen zwecklos. So blieb die Sache lange, wie sie war, bis vor einigen Jahren ein Gebietsaustausch mit England stattfand, wodurch die getrennten Theile der Besizung zu einem Ganzen abgerundet wurden. Die Bewohner des eingetauschten Gebiets wollten indessen die holländische Oberhoheit nicht anerkennen und die Niederländer sahen sich zweimal genöthigt, eine Expedition gegen dieselben, die Commendesen, zu unternehmen, ohne daß dadurch das Verhältniß verbessert wurde. Solche Expeditionen sind die Schattenseiten des Colonialbesthes. Genau betrachtet sind sie nichts Anderes als Verheerungszüge, die unserer Humanität und Civilisation Schande machen. Zwar wird behauptet, daß man wilden Völkern gegenüber nicht anders handeln könne, und alle Colonialmächte handeln auch in gleicher Weise; aber wenn das wirklich der Fall ist, dann entsteht die Frage, ob ein Besizthum, das solchermaßen vertheidigt werden muß, nicht besser preisgegeben wird. Nach der letzten Expedition wurden die Angelegenheiten der „Küste“, wie man St. George d'Elmina kurzweg nannte, häufiger zur Sprache gebracht, sowohl im Publicum als in der Presse. Man sah ein, daß diese Besizung eigentlich keinen Zweck, keinen Nutzen habe. Für Holland kam im Gegentheil ein Schaden heraus, nicht allein an Geld, sondern auch an Menschenleben, die dem ungesunden Klima zum Opfer fielen. Nur die Negerbevölkerung genoß den Vortheil, daß sie durch die holländische Regierung gegen ihre Feinde beschützt wurde. Ohne diesen Schutz würden sie an den endlosen Fehden der inländischen Stämme haben theilnehmen müssen, und das geringe Maß der Civilisation, das ihnen unter europäischer Herrschaft wurde, wäre alsbald verschwunden. Die Elminesen sind treue Unterthanen, die, wie es heißt, sogar den König fragen ließen, wie viel Geld sie ihm zahlen sollten, wenn sie unter seinem Scepter bleiben dürften. Es lag also eine moralische Verpflichtung vor, im Namen der Civilisation das bestehende Gute zu erhalten. Dem stand nun wieder die feindselige Stimmung der Commendesen entgegen, die nur durch blutige Kämpfe nieder zu halten waren, so daß sich wohl fragte, ob die Gegenwart der Holländer an der Küste einen günstigen moralischen Einfluß auf die Neger ausübe, zumal bei den ungünstigen finanziellen Resultaten der Besizung für die sittliche Entwicklung derselben, die immer wieder größere Geldopfer erfordert hätte, keine Aussicht war.

Andere Motive wurden für die Erhaltung der Niederlassung angeführt, die sich hauptsächlich darauf gründeten, daß dem Ansehen des niederländischen Staates schade, wenn er die Colonie verlasse. Von diesem Standpunkte aus darf aber die Angelegenheit nicht betrachtet werden, sondern nur von dem der Humanität und der Moral. Erfreulich ist darum, daß derartige Gründe sehr wenig Beachtung gefunden haben, und wiewohl zu erwarten steht, daß mancher Abgeordnete dieselben in der Kammer wird zur Geltung bringen wollen, so werden sie doch sehr wenig Einfluß ausüben. — Bei der Abtretung wird das Wohl der inländischen Bevölkerung in die Hände Englands gelegt, und ist kein Grund zu finden, weshalb es sich darin schlechter befinden sollte, als in niederländischen. Die Colonie erleidet somit keinen Schaden, dem bisherigen Mutterlande erwächst ein Vortheil und die neuen Herrscher werden wahrscheinlich im Stande sein, ebenfalls Vortheile zu erzielen.

Von mehr allgemeinem Interesse bei dieser Angelegenheit ist, daß damit gewissermaßen ein Wendepunkt in der niederländischen Colonialpolitik eintritt. Bisher wuchs der Colonialbesitz fortwährend an Ausdehnung; jetzt kommt die Erkenntniß, daß man über seine Kräfte hinausgegangen ist. Zudem hat auch in den letzten Jahren der denkende Theil der Nation sich sehr viel mit den Zuständen der Colonien beschäftigt, was früher nur sehr wenig der Fall war. Holland und England sind die tonangebenden Colonialmächte, und beide haben in Ostindien sehr schwierige Fragen zu lösen. Die Hauptsache: die Rechte und Pflichten der herrschenden Europäer gegenüber den Inländern, ist bisher durchaus noch nicht gründlich behandelt worden. In der Praxis haben sich zwar verschiedene Begriffe gebildet, die aber sehr unbestimmt und ungenügend sind. Der Besitz der großen Ländermassen in Indien war früher in den Händen der englischen und holländischen ostindischen Compagnien, die als Handelsgesellschaften nur auf den größtmöglichen Gewinn bedacht waren. Seitdem England die Verwaltung Indiens direct von Staatswegen leitet, hat es auf jeden unmittelbaren Vortheil, den es möglicherweise aus dieser Verwaltung hätte ziehen können, verzichtet. Anders in Holland, wo der Staat die großen Ueberschüsse der Colonialverwaltung in seine eigne Kasse fließen läßt. Der Staat trat an die Stelle der Exploitationsgesellschaft und somit in ein nach unsern modernen Begriffen falsches Verhältniß. Zudem stehen die finanziellen Bedürfnisse des Mutterlandes in erster Linie, worunter das Wohl der Colonie natürlicher Weise leiden muß. Die ganze Verwaltung der holländischen Besitzungen in Ostindien ist in eine Richtung gekommen, die auf die Dauer unhaltbar ist, aber nur sehr langsam in eine Aenderung gebracht werden kann. Um eine solche zweckmäßig und erfolgreich auszuführen, müssen die Niederländer erst principiell feststellen, welche Aufgabe sie in ihren Colonien

zu lösen haben. Ob sie ein Recht dazu haben, sich die Ueberschüsse der indischen Verwaltung zuzueignen, ist mindestens noch eine sehr große Frage, so lange nicht für alle billigen Bedürfnisse der Colonie genügend gesorgt ist. Für die Entwicklung der Völker Indiens kann aber noch bedeutend mehr gethan werden, und ebenfalls für ihr materielles Wohl. Muß nicht in Indien ein Zustand angebahnt werden, der sich langsam unsern europäischen Verhältnissen nähert? Wohl sagt man, daß solches unmöglich sei, weil unsere Begriffe und Einrichtungen in Asien keine Wurzel schlagen könnten. Ist unsere Civilisation aber nur für uns, und nicht für andere Völkerstämme passend, was mischen wir uns denn in ihre Angelegenheiten, in ihren Entwicklungsgang? Glauben wir, daß diese uns fremden Zustände in ihrem eigenthümlichen Charakter besser gefördert werden, wenn wir uns damit befassen, als wenn sie sich selbst überlassen bleiben? Ist asiatische Cultur unvereinbar mit der unsrigen, dann muß sie sich selbständig entwickeln, und dann ist europäische Herrschaft in Asien verderblich für die dortigen Völker. Bisher ist aber noch nicht im Geringsten der Beweis geliefert, daß Asiaten nicht auch zu europäischer Bildung erzogen werden können, und somit fehlt auch aller Grund, warum wir unsere Civilisation nicht nach Ostindien zu verpflanzen trachten sollten. Sehr wohl möglich, ja wahrscheinlich erscheint, daß in Indien sich Manches anders als in Europa gestalten wird; aber es ist nicht einzusehen, warum die Grundlagen, worauf unsere Gesellschaft beruht, Christenthum, Humanität, Wissenschaft u. s. w., nicht auch unter den Tropen Eingang finden sollten, möchten sie in der Wirklichkeit auch eine andere Form annehmen. — Man verleugnet einfach den civilisatorischen Beruf, den jeder Europäer in fremden Welttheilen, d. h. jedes Mitglied der weißen Race, hat, so lange man behauptete: Europäische Ideen passen in Indien nicht! Daß dieselben dort nur sehr langsam zur Geltung kommen können, daß dabei nicht nach Jahren, sondern fast nach Jahrhunderten gerechnet werden muß, ist unzweifelhaft, aber das letzte Ziel muß sein: Allgemeine Verbreitung europäischer Bildung. Welches ist aber meist der Zweck des Europäers, der sein Vaterland verläßt, um sich für kürzere oder längere Zeit in den tropischen Ländern anzusiedeln? Mit Ausnahme Weniger — worunter natürlich die Missionäre zu rechnen sind — will Jeder in kurzer Zeit reich werden, um dann seine Schätze mit sich zurück in's Vaterland zu führen. „Geldmachen“ ist die Losung, und um etwas Anderes kümmert man sich nicht, am allerwenigsten darum, sittlichen Einfluß auf die Eingeborenen auszuüben. Daß diese dann keinen hohen Begriff von unserer Bildung erhalten und sich nicht beeifern, etwas von derselben sich anzueignen, ist natürlich. Allerdings wird sich Niemand den Folgen eines heißen Klima's aussetzen wollen, wenn er nicht einen besondern Vortheil dadurch erhält, und es ist erklärlich, daß

Europäer in Indien Fremde bleiben. Desto größer ist die Verpflichtung einer Colonialregierung, daß sie civilisatorisch handele, daß sie die Eingebornen nicht als unterworfenen Völker, sondern als Unterthanen betrachte, deren Wohl und Wehe ihr am Herzen liegt, deren Rechte nicht dem Vortheil des Mutterlandes weichen dürfen. Daß diese Grundsätze in der letzten Zeit deutlicher hervortreten und immer mehr Eingang finden, ist unzweifelhaft; aber im Allgemeinen bildet man sich einestheils keine klaren Begriffe über das Verhältniß zwischen Mutterland und Colonieen, anderentheils kann man sich noch nicht von der traditionellen Anschauungsweise befreien, nach welcher ein Staat nur des Gewinnes halber Colonien besitzt. Der moderne Colonialbesitz kann sich noch nicht vollständig trennen von den Ideen, welche einen Columbus zur Entdeckung Amerika's führten. Sucht nach Abenteuern und Gold-
durst zur Zeit Ferdinand des Katholischen heißt jetzt: Auswanderungslust und neue Handelsverbindungen anknüpfen. Warum anders taucht in Deutschland immer wieder der Wunsch nach Colonialbesitz auf? Gewiß darf jede Privatperson sowohl, wie jeder Staat auf Vortheil bedacht sein, aber doch nur mit voller Beachtung der Rechte Anderer. Wollen wir Europäer über andere Völker herrschen, dann muß ihnen diese Herrschaft zum Segen werden; soll sie das aber, dann wird sie jedenfalls immer eine kostspielige werden. — Dieser alten, traditionellen Politik des Vortheils, die in den Niederlanden von der conservativen Partei gestützt wird, tritt nun eben die von derselben Partei vertretene Idee entgegen, daß eine Colonie, wie St. George d'Elmina, nicht wegen des Verlustes, den sie bringt, verlassen werden dürfe. Der civilisatorische Beruf wird hier zuerst über das finanzielle Interesse gestellt, und tritt dieses, oberflächlich betrachtet, auch nicht so deutlich hervor, so ist es im Grunde genommen doch der Fall. Ob die „Rüste“ nun englisch wird, oder holländisch bleibt, ist eine finanzielle Angelegenheit, die im Grunde Nebensache ist. Hauptsache ist, daß europäische Tüchtigkeit und Gesittung dort nicht gänzlich verloren gehen, und daß solches allgemein anerkannt und eben von derjenigen Partei so scharf betont wird, die bisher immer für die Erhaltung der indischen Ueberschüsse in die Bresche sprang. In den Kammern wird fortwährend über diesen letzten Punkt gestritten, weil fast jedes für Indien bestimmte Gesetz, jede Maßregel bei der bestehenden Einrichtung dieser Colonie zu einer Geldfrage für die Niederlande wird. Wünschenswerth und zweckmäßig wäre indessen, daß man vorher bestimmte, in welcher Richtung sich die Colonialpolitik bewegen soll, ehe man so viel Zeit an den Streitigkeiten über einzelne Gesetze verschwendet, die häufig ganz verschiedenen Principien huldigen. Stellt man Grundregeln auf für die Verwaltung der Colonien, dann darf man wohl ohne Zweifel erwarten, daß dabei unsere modernen Begriffe die noch übrig gebliebenen alten, traditionellen Ideen überwinden

werden, und daß dadurch der Verbreitung der Civilisation bedeutender Vor-
schub geleistet wird.

Von Florenz nach Rom.

Von Dr. Hans Semper.

II. Cortona.

Cortona entzückt durch seine Lage auf einem hohen, kegelförmigen Berge. Wir gingen zu Fuß schwerbeladen den Berg hinan, und machten, nach dem Weg zur Kirche Madonna del Calcinajo fragend, Bekanntschaft mit einem Gutsbesitzer, der uns eine von den häufigen Proben toskanischer Gastlichkeit gab, indem er uns zunächst in seine stattliche Villa führte, mit Kaffee tractirte, mit Lithographieen etruskischer Alterthümer beschenkte, und mit einem Empfehlungsschreiben an den Director des Museums versah. Wir mußten uns leider bald verabschieden, um nicht die beste Zeit zu verlieren, und gelangten nach einigen Klettereien zu der, mitten zwischen Aekern und Olivenbäumen gelegenen anmuthigen Schöpfung des sienesischen Architekten Francesco di Giorgio, der besonders als Militärarchitekt berühmt war, und welchem außerdem die schönen Renaissancepaläste Nerucci, Piccolomini und Spanocchi, sowie die höchst anmuthige und complicirt angelegte Kirche Sta Caterina in Siena zugeschrieben werden. Der Bau der Madonna del Calcinajo wurde 1485 begonnen. Die schönen Fensterrahmen und Pilaster an der aus Sandstein gebildeten Außenseite befinden sich leider in einem sehr verwitterten und ver-
wahrlosten Zustande. Im Innern ist diese Kirche auf jeder Seite des Langschiffes mit je drei Rundnischen versehen, die von schönen korinthischen Pilastern und Bogen aus Sandstein eingefast sind; darüber zieht sich ein Gesims gleichfalls von Sandstein hin und an der obern Wand correspondiren mit den Kapellen ebensoviele, große, schön proportionirte Giebelfenster von Sandstein. Die Wandfläche zwischen diesen Gliedern dagegen ist mit weißem Stuck bekleidet, die Decke schmückt ein cassettirtes Tonnengewölbe. Querschiff und Chor der Kirche bilden ein griechisches Kreuz, über dessen Mitte sich die lustige und leichte Kuppel auf achteckigem Tambur erhebt. Eine jede Wand der 3 Kreuzarme, die gleichfalls von Tonnengewölben bedeckt sind, ist von einer Rundnische belebt. Neben dem Portal, sowie an den drei anderen Abschlußwänden des Kreuzes befinden sich Rundfenster. Zwischen Kreuzung und Chor steht der herrliche Sandsteinaltar, der ohne Zweifel vom Architekten selbst